

4. Zur historischen Einordnung von Multi-Rassifizierungsprozessen

Von Pathologisierung zur Zelebrierung (Parker/Song 2001a, 3; Haritaworn 2012, 47) – so analysieren Parker/Song und Haritaworn den historischen Wandel rassistischer Zuschreibungen an multi-rassifizierte Personen in *weißen* Dominanzgesellschaften. Diese historische Kontextualisierung von MRP steht im Fokus des vierten Kapitels. Dazu konzentriere ich mich auf die kolonialen, eugenischen und national-sozialistischen Kontinuitäten und Brüche in MRP bis heute und veranschauliche diese an den Selbst- und Fremdbezeichnungen, die die Frauen immer wieder thematisierten. Das Kapitel endet mit einer Zusammenfassung der kolonialen Hintergründe der rassistisch-sexistischen Gewalt gegen süd-/ostasiatisch rassifizierte Frauen, da meine Gesprächspartnerinnen als multi-rassifizierte, weiblich gelesene Personen mit vorwiegend ostasiatischer Verortung spezifischen Formen des Rassismus-Sexismus ausgesetzt waren. Aus Platzgründen fokussiert sich die Einordnung primär auf den deutschen Kontext und kann nicht ausführlich auf die Geschichte von MRP in Korea eingehen (s. dazu Yuh 2004; Cho 2008; Kim et al. 2018; Doolan 2019)¹.

- 1 Bisherige Studien behandeln die politische Verfolgung von multi-rassifizierten Kindern, und ihre transnationale Adoptionsgeschichte, im Kontext der 1945 beginnenden US-amerikanischen Militärpräsenz in Südkorea und des Korea-Kriegs (1950–53). Sie verweisen auf die Etablierung des Prostitutionssystems durch die südkoreanische Regierung in den US-Camptowns, wofür auch das sogenannte »Trostfrauen«-System des japanischen Militärs genutzt wurde (Han 2019, 134). Die in diesem Kontext entstandenen koreanischen Mütter von multi-rassifizierten Kindern erfuhren strukturelle Ausschlüsse und eine enorme soziale Stigmatisierung (Doolan 2021, 358f.). Dazu trug u.a. bei, dass das Bestehen Koreas auf dem Glauben an 한겨레 한민족 (hankyoreh hannminjok, ein Volk eine Nation) gründe, womit die Wahrung der vermeintlichen rassifizierten Homogenität je nach Regierung als politisches Leitmotiv galt unter »one blood, one language, one culture« und »blood purity« z.B. restriktive Migrationspolitiken umzusetzen sowie multi-rassifizierte Menschen als Bedrohung für die koreanische Familienordnung und Nation zu betrachten (Ahn 2014, 391; Lee 2008, 72; Gage 2007, 55f.; Moon 2010, 3ff.). Die Wurzeln für »Korea's ethnic nationalism« finden sich Anfang des 20. Jh., v.a. mit Bezug auf die japanische Kolonialisierung (1910–1945), die Teilung, den Korea-Krieg und die folgenden Diktaturen (Shin 2006b). Heute ist eine scheinbar »positive« Umkehrung der Bilder über multi-rassifizierte Personen, z.B. im Sport oder in der Unterhaltungsindustrie, zu beobachten (vgl. Ahn 2015). Dennoch sind weiterhin gewaltvolle Begriffe und Wahr-

4.1 Koloniale, eugenische und national-sozialistische Kontinuitäten/Brüche von Multi-Rassifizierungsprozessen in Deutschland

Die Geschichte multi-rassifizierter Körper ist die Geschichte der kolonialen Verbrechen und »violations of imperial sexual conquest and enslavement« (Parker/Song 2001a, 13; vgl. Ha 2010, 39; Isabel 2023, 133), die bis ins 15. Jh. zurückreicht. Sie ist auch die Geschichte der Eugenik, die zum Ende des 19. Jh. entstand (Haritaworn 2012, 47) sowie der NS-Rassengesetze, Verfolgungs- und Vernichtungspolitik im vergangenen Jahrhundert. Während heute primär eine bestimmte multi-rassifizierte Femininität als kapitalistisch vermarktbare gilt oder als Indiz einer post-rassistischen Gesellschaft instrumentalisiert wird², geht die koloniale, eugenische und national-sozialistische Herstellung multi-rassifizierter Körper auf eine zutiefst gewaltvolle Geschichte zurück³.

Bereits seit der griechischen Antike wurde Vermischung über »fortschreitend negativ besetzte Sinnbezüge hergestellt« (Ha 2010, 39), wenn sich unterschiedliche Gesellschaftsschichten miteinander »mischten«. Daraus entstandene Kinder galten Platon nach als »intellektuell unterentwickelt«; eine Zuschreibung, die sich über Jahrtausende weiterführen würde (ebd., 109ff.). Die Ängste vor Vermischung als »Degeneration«, Dysfunktionalität und vor dem Verlust von »Authentizität« wurden im Mittelalter fortgeführt. Ab dem 15. Jh. intensivierte sich die Ängste, aber auch Obsessionen um Hybridität exponentiell mit der Etablierung von »Menschenrassen« innerhalb der europäischen Kolonialideologien und Sklavengesellschaften⁴. Durch die in den europäi-

nehmungen von multi-rassifizierten Menschen gängige Praxis. Ein Beispiel aus 2019: Der Bürgermeister Heon-yool Chung der Stadt Iksan mit ca. 300.000 Einwohner*innen in der Provinz Jeollabuk-do, bezog sich anhand stark herabwürdigender Begriffe auf multi-rassifizierte Kinder in einer öffentlichen Rede vor ca. 600 Menschen bei einem Sportfest, das sich explizit an »multi-kulturelle« Familien richtete. In Iksan lebt die zweitgrößte Anzahl von Menschen in der gesamten Provinz, die in bi-nationalen Ehen leben. Er sagte aus, dass Kinder aus jenen Familien zwar hübsch anzusehen seien, aber sie potenzielle Risikofaktoren darstellen würden. Biologisch und wissenschaftlich sei besagt, dass jene Kinder kräftiger seien. Wenn sie daher nicht »richtig« geführt werden würden, könnten sie jederzeit Probleme bereiten, wie es ihm nach in Paris, Frankreich zu beobachten sei. Menschenrechtsorganisationen forderten darauf eine Entschuldigung an die Familien und seinen Rücktritt. Eine schriftliche Entschuldigung erfolgte, sein Rücktritt blieb aus (Kim 2019; Park 2019).

2. Insbesondere Frauen mit weißen Elternteilen – die der Mittelschicht angehören, nicht-behindert sind und der binären Geschlechterordnung entsprechen – werden als »vermarktbarer Projektionsflächen« genutzt. Sie sollen herrschende Schönheitsideale einerseits diversifizieren und zeitgleich re-produzieren, um heute das Begehren nach dem exotisierten Anderen zu erfüllen (Haritaworn 2012, 86, 88). Dass multi-rassifizierte Frauen Sinnbild der post-rassistischen Zukunft oder Gesellschaft eingesetzt werden, lässt sich an Diskussionen um das multi-rassifizierte »Gesicht der Zukunft« von Zeitschriften wie Time Magazine (Time Magazine 1993), National Geographic (Edmonds 2018; Funderburg 2013) oder im Kontext von Schönheitswettbewerben (Mitchell 2017; King-O'Riain 2006) und der Mode-Industrie beobachten (ABC News 2005).
3. Zu einer detaillierten kulturgeschichtlichen Auseinandersetzung mit »Hybridität« von der europäischen Antike bis zu gegenwärtigen Diskursen s. Ha 2010.
4. Im 19. Jh. galten für einen kurzen Zeitraum sogenannte »eurasische« Nachfahren, z.B. von portugiesisch-asiatischen und britisch-asiatischen Beziehungen, in Indien bis ca. 1830 aufgrund »ihrer biculturellen Kompetenz und Vermittlungsfähigkeit für das Funktionieren der Kolonialsysteme [als] unerlässlicher Teil der kolonialen Welt«. Jedoch nahm die Akzeptanz stetig ab und wandelte

schen Kolonien durch massenhafte Vergewaltigungen von kolonisierten und versklavten Frauen entstandenen multi-rassifizierten Nachkommen, stellten für die hierarchische Koloniallogik allein durch ihre Existenz eine Bedrohung dar (El-Tayeb 2001, 52f.; Ha 2010, 39f., 146). Hierunter wurde das Phänomen »Passing«⁵ als besondere Gefahr aufgefasst, wenn multi-rassifizierte Nachfahren als *Weiße* wahrgenommen wurden (ebd., 149f.). Diese Nachfahren wurden »für alle Übel der modernen Welt verantwortlich gemacht«, denn »das Überwiegen des ›rasselosen Elementes‹ würde die naturgemäße »Rassenhierarchie« zerstören (El-Tayeb 2001, 52f.). Auch in der deutschen Öffentlichkeit erhielten nicht nur die Nachkommen, sondern bereits multi-rassifizierte Paare Faszination wie alarmierte Ablehnung, da durch sie »zentrale Ordnungsvorstellungen [...] wie Nation, Geschlecht, Kultur, Ethnie oder Identität« infrage gestellt werden würden (Lorke 2020, 12). So wurde über diese Beziehungen medizinisch, ethnologisch und juristisch debattiert (van Laak 2005, 85f.). Die Kolonialverwaltung im deutschen Kaiserreich war vor die Frage gestellt, welche Rechte Ehepartnerinnen und Nachkommen in den segregierten Gesellschaften der Kolonien erhalten sollten⁶ (Bauche 2021b); (zur damit verbundenen Formierung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts s. 1.1.). 1905 wurden schließlich standesamtliche Eheschließungen durch das »Mischehenverbot« in der deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heute: Namibia) untersagt (Malanda 2016, 11f.), wo ein Jahr zuvor, 1904, deutsche Kolonialtruppen den ersten Genozid des 20. Jh. an den Herero und Nama verübt hatten (Camp/Grosse 1994, 52f.; Zimmerer 2014; Isabel

sich zu Ablehnung aus nationalistischer wie »rassenhygienischer« Sicht. Davor noch im »kolonialen Staatsdienst« geschätzt, endete ihr Ausschluss daraus in Armut und stellte sie in der gesellschaftlichen Hierarchie »unter die *poor whites*« (Osterhammel 2020, 166f.).

- 5 »Passing« – aus dem US-amerikanischen Sprachgebrauch – beschreibt das Phänomen »als jemand anders zu passieren« (Ahmed 2017, 270f.), was u.a. anhand von Geschlecht, sexueller Orientierung oder Rasse diskutiert wird. Manche Gesprächspartnerinnen machten die Erfahrung, je nach Kontext als *weiße* Frauen gelesen zu werden.
- 6 Hierbei wurde zwischen den Geschlechtern unterschieden: *Weiß*e Männer galten als »Rassenverräter« durch offizielle Beziehungen und nicht durch sexuelle Beziehungen zu kolonisierten Frauen, da aufgrund einer offiziellen Beziehung die »Ehre der *weißen* Frau« als angegriffen betrachtet wurde (El-Tayeb 2001, 156). Bei sexuellen oder freundschaftlichen Beziehungen zwischen *weißen* Frauen und kolonisierten Männern stellte es stets »Rassenschande« dar und die Frauen wurden aus den kolonialen Gemeinschaften ausgeschlossen. Wie Malanda festhält, war *weiß*-Sein für *weiße* deutsche Frauen daran gebunden, »wenn sie als Besitz des *Weiß*en Mannes galt[en] und *Weiß*e Kinder gebar[en]« (Malanda 2016, 12). Die damaligen Gesetze gaben demnach die Wahrnehmung von *weißer* Überlegenheit auch im Feld der »modern intimacy« wieder. Multi-rassifizierte Paare wurden somit, noch bevor Kinder entstanden, als gefährlich für die Wahrung einer stabilen Gesellschaftsordnung betrachtet (Lorke 2019, 561f.). Lorke untersuchte für chinesisch-deutsche Ehen, dass die Paare nicht nur über Gesetze strukturelle Ausschlüsse erlitten, sondern auch über soziale Ächtung. In Literatur und Filmen wurde vor diesen Paarbeziehungen gewarnt, da die minderwertigeren »Völker der gelben Rasse« eine Gefahr für die westliche Zivilisation darstellen würden. Der Literat Stefan von Kotze, der u.a. für die literarische Verbreitung der Propaganda über die »gelbe Gefahr« verantwortlich war, schrieb 1904, dass die Vermischung von »weißen Europäern« und »gelben Asiaten« einem »fatalen Experiment« gleichkomme, da »der Gelbe« für *weiße* Deutsche so fremd sei »wie ein Marsbewohner« (ebd., 564; Schmidt-Glintzer 2014, 43f.). Mit den »NS-Rassengesetzen« zogen chinesisch-deutsche Ehen dann Ausweisungen und Verhaftungen nach sich (Ha 2021b, 349).

2023, 27). Bereits geschlossene Ehen wurden rückwirkend aberkannt, Kinder aus den Kindergärten in den Kolonien ausgeschlossen und als vormalig *weiße* Personen in der kolonialen Hierarchie herabgesetzt, »wenn ein afrikanischer Vorfahre nachgewiesen werden konnte« (El-Tayeb 2001, 98, 103).

Für die ab dem 19. und 20. Jh. einsetzenden Ideologien aus Sozialdarwinismus, Eugenik bis zu den NS-Rassenlehren ist schließlich die Rolle der (Natur- und Geistes-)Wissenschaften zwingend zu benennen (Ha 2010, 130). Disziplinen wie die vergleichende Anatomie, Anthropologie und Eugenik entstanden zu dieser Zeit, die – neben Philosophie, Biologie, Zoologie, Soziologie, Psychologie, Geschichte und Medizin – die »Verwissenschaftlichung des Rassismus« vorantrieben. Damit erhielten sie u.a. die Aufgabe »im Zeitalter der Verfassungsstaaten [...] zu begründen, wer an den postulierten Werten wie Freiheit und Gleichheit partizipieren dürfe«. Körper, Blut und Gene standen hier für soziokulturelle Eigenschaften, die die Legitimation für die »Rassenhierarchie« schufen (Arndt 2012, 64f.). Worauf sich schließlich die NS-Rassenpolitik stützte, war somit schon lange Gegenstand pseudo-wissenschaftlicher Rasse-Konstruktionen. Dazu zählte auch die Problematisierung von »Rassenmischung«, was als »unnatürlicher Prozess« galt, der zum Verfall von Kultur, Intellekt und Persönlichkeit führe (Teo 2004, 80; King 2019, 91). Während der 1920er und 30er Jahre vergrößerten sich die populären »Rassenmischungsstudien« maßgeblich in den internationalen eugenischen Wissenschaften (Campt/Grosse 1994, 55f.). Die Bedeutung der Figur des M* nahm infolge verschärft zu. So kategorisierte Menschen wurden nicht nur aufgrund ihres Erbes als minderwertiger hergestellt, sie würden auch »den sozialen Frieden« mit ihrer Existenz in einer »als homogen imaginierten Gemeinschaft« stören (ebd., 58). Über die Zeit verfestigte sich damit das Bild von multi-rassifizierten Menschen als »the worst of both races, disharmonious and degenerate, with ill-fitting body parts and unstable minds« (Haritaworn 2012, 51). Deutsche Rassenhygieniker, die auch für Experimente, Sterilisierungen und Ermordungen von jüdischen Menschen, Sinti* zze und Rom* nja, Schwarzen Deutschen und behinderten Menschen in der NS-Zeit verantwortlich waren, wandten – initiiert von Eugen Fischer – ab 1913 die Mendelschen Regeln auf multi-rassifizierte Menschen an. Diese waren zuvor auf Züchtungsexperimente bei Pflanzen und Tieren beschränkt gewesen⁷ (Sachse 2011, 29; Haritaworn 2012, 54). Jene Regeln wurden also »nach einem spezifischen mathematischen Prinzip« auf die so Untersuchten angewandt (Bauche 2021a). In der Tat klang dies bei einigen meiner Gesprächspartnerinnen nach,

7 Der Botaniker und Augustinermönch Gregor Mendel (1822–1884), auf den die Analyse der Bildung von »Pflanzen-Hybriden« zurückgeht, stützte sich für seine Arbeit auch auf den Naturforscher und Mediziner Carl von Linné (1707–1778), der in seinem Hauptwerk »Systema naturae« (1735) Pflanzen, Tieren und Menschen in eine Rassensystematik zwängte. Seine Einteilung von Menschen erfolgte u.a. anhand farblicher Markierungen, die bis heute nachwirken, wie später in den Leben der Frauen bzgl. der Farbe Gelb deutlich wird. Die Erfindung von unterschiedlichen und hierarchisierten »Menschenrassen« in Wertigkeit »gaben der Idee der »Rassenmischung« erst eine Ausgangsbasis und boten sich als Maßskala für die abgestuften Wertigkeiten der verschiedenen »Bastardtypen« an« (Ha 2010, 130ff.). In Linnés Rassensystematik fand sich auch die Kategorisierung »homo monstruosus« für Menschen, die er nicht europäisch, aber auch nicht als »Wilde« einordnete (ebd., 149). Die Figur des Monsters trat ebenfalls verschiedentlich in den Zeugnissen der Frauen meiner Studie wieder auf (s. Kap. 5).

da sie sich bei der äußeren Sezierung ihrer Körper wie eine »*Rechenaufgabe*« oder ein »*Tortendiagramm*« fühlten, wie manche von ihnen ausgedrückt hatten.

Der Mediziner und Anthropologe Fischer war als Gründungsdirektor tätig am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A) (1927–1945) in Berlin-Dahlem⁸. Das KWI-A galt in der Weimarer Republik und NS-Zeit als »die renommierteste humangenetische Forschungseinrichtung Deutschlands« (Bauche 2019). Die Mitarbeitenden des Instituts waren unterstützend, beratend und schulend für die NS-Erbgesundheits- und Rassenpolitik tätig. Als Erbgesundheitsrichter waren sie in Zwangssterilisationsverfahren tätig oder warben international für die »NS-Rassenhygiene« (Sachse 2011, 28). Fischer stellte in diesem Kontext die Verbindung zwischen der deutschen Kolonialzeit und NS-Zeit am Institut dar. Denn sein hohes Ansehen erhielt er durch seine 1908 im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika durchgeführte Erhebung »Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen« (Camp/Grosse 1994, 52f.). Sein Ziel war es zu beweisen, dass sich konkrete »Rassenmerkmale« nach den Mendelschen Gesetzen weitervererben würden (Kirchner et al. 2013), wofür sich Nachkommen mit »gemischten« Elternteilen in dieser Logik besonders eigneten. Dazu führte er Körpermessungen, Fotografien und Befragungen von ca. 300 Nachkommen weißer Siedler und Khoi Khoi durch, um die Vererbung von »Körpergröße, Kopf-, Nasen-, Ohren-Form, Haut-, Augen- und Haarfarbe und vielen anderen« Merkmalen bei »Rassenmischungen« nachzuweisen. Fischers Arbeit galt zu seiner Zeit national wie international als bahnbrechend, weil sie angeblich die menschlichen Vererbungsgesetzmäßigkeiten nachwies (Camp/Grosse 1994, 54; El-Tayeb 2001, 85; Ha 2010, 171). Über das KWI-A hinaus entstanden nunmehr als »internationales, multizentrisches Wissenschaftsprojekt« zahlreiche Forschungen zum Thema »Rassenvermischung«⁹ (Camp/Grosse 1994, 54; Bauche 2021a). Und Fischer, dessen Studie das Konstrukt Rasse wissenschaftlich legitimierte, »wurde zu einem Pionier der Anthropobiologie« und führte die sogenannten »Bastardstudien« am KWI-A weiter fort (Kirchner

-
- 8 Nach 1945 fand sich hier das Max-Planck-Institut für vergleichende Erbbiologie und Erbpathologie wieder, ab 1964 das Max-Planck-Institut für molekulare Genetik und heute Teile des Otto-Suhr-Instituts für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin (Bauche 2021a; Sachse 2011). Erst 2019 wurde die Historikerin Manuela Bauche – auf Initiative von Studierenden – von der Freien Universität angestellt, um die Geschichte des KWI-A am historischen Ort selbst aufzuarbeiten. 2015 wurde bekannt, dass 2014 bei Sanierungsarbeiten Reste menschlicher Knochen gefunden und diese zwar gerichtsmedizinisch untersucht worden waren, aber hiernach ohne weitere Forschungen zur Herkunft oder zum geschichtlichen Kontext eingäschert und anonym bestattet worden waren (Bauche 2019). Weitere Teile der anthropologischen Sammlung des KWI-A – unter die die sogenannte »S-Sammlung« mit Gebeinen »von mehr als 5.300 Menschen aller Kontinente« aus der deutschen Kolonialzeit fällt – sind heute verschollen oder werden an der Humboldt-Universität, im Museum für Naturkunde, in der Charité und seit 2011 in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz verwahrt (Bauche 2021a).
 - 9 Dazu arbeiteten die Forschenden zu verschiedenen »Kreuzungen« unterschiedlich rassifizierter Menschen. Darunter fiel auch eine Dissertation (1935) von Yun-Kuei Tao, die die sogenannte »Chinesen-Europäerinnen-Kreuzung« behandelte; sein Doktorvater war Fischer. Tao vermaß und fotografierte dazu Haut, Haare und Augen von 20 Kindern aus 13 chinesisch-deutschen Familien in Berlin (Lorke 2019, 567f.).

et al. 2013). Daraus entwickelten sich politische Beratungen zur Wahrung der »Rassenreinheit« durch Massensterilisierungen. Der ebenfalls am KWI-A tätige Eugeniker Fritz Lenz befürchtete die »Degenerierung« der »nordischen Rasse« durch behinderte Menschen und »Rassenvermischungen«, die er in Frankreich durch die Einwanderung von Menschen aus den Kolonien wahrnehmen würde¹⁰. In die massive Verschärfung dieser Wahrnehmungen von multi-rassifizierten Nachkommen spielte eine »indirekte Folge« des ersten Weltkriegs hinein, die nach van Laak »für den Aufschwung des Rassismus in Deutschland geradezu katalytisch« wirkte. Die deutsche Öffentlichkeit reagierte bestürzt, dass nach 1920 durch die belgischen und französischen Besatzungstruppen auch nicht-weiße Soldaten aus den dazugehörigen Kolonien im Rheinland anzutreffen waren. Die deutsche Kolonialgesellschaft erklärte 1921 die Anwesenheit dieser Soldaten als »schwere Gefahr für die rheinische Bevölkerung und die ganze weiße Rasse« (van Laak 2005, 118). Die dazugehörige Hasskampagne der deutschen Regierung der sogenannten »Schwarzen Schmach«, die ihren Höhepunkt von 1920–23 erreichte, konstruierte Kinder von französischen Kolonialsoldaten und weißen deutschen Frauen als Bedrohung für »den Zusammenhalt der Nation«. Sie würden »reines Blut verderben« und dadurch zum Untergang des »Volkkörpers« beitragen (vgl. El-Tayeb 2001, 160ff.; Isabel 2023, 30f.). Die Existenz, v.a. von Afro-Deutschen, bildete eine Gefahr, da sie nun »bis ins Innerste des ›Volkkörpers‹ vorgedrungen« waren (El-Tayeb 2001, 169)¹¹. Für die am KWI-A durchgeführte sogenannte »Rheinlandbastarden«-Studie wurden ab 1933 infolgedessen afro- und asiatisch-deutsche Kinder und Jugendliche untersucht. Die Schlussfolgerungen waren, dass die Kinder ihren Vätern überlegen, aber ihren Müttern unterlegen seien und daher ihre Fortpflanzung unterbunden werden müsse. Das hatte zur Folge, dass bis 1937 ca. 400 von ihnen zwangssterilisiert wurden (Ayim 2021 [1986], 83; Bauche 2021b). Die Kategorisierung von »Rassemerkmalen« bei multi-rassifizierten Menschen wurde letztlich als Lehrmaterial eingesetzt, »um weißen Deutschen beizubringen, wie man sie erkennt« (Isabel 2023, 32, 47). Fortgeführt findet sich diese Kategorisierung einzelner Körperteile, die »erkannt« und zugeordnet werden können, auch bei meinen Gesprächspartnerinnen, von außen, aber auch von ihnen auf sich selbst und andere bezogen.

Die »Nürnberger Gesetze« (1935) schufen letztlich die gesetzliche Grundlage über das »Blutschutzgesetz« Menschen in »Voll-, Halb-, Viertel- und Achteljuden« einzuteilen, was auch für Sinti*zze und Rom*nja galt (Ha 2010, 175; s. Lotto-Kusche 2022, 2, 54). Das Verbot von sexuellen Beziehungen oder Ehen zwischen »arischen« und jüdischen Deutschen, erweiterte sich auf weitere rassistisch Marginalisierte (Ha 2010, 175). Multi-rassifizierte Kinder, Jugendliche und Erwachsene wurden in dieser Zeit Opfer von Folter, Deportierung, Zwangssterilisierung und medizinischen Experimenten (Isabel 2023, 32). Nach dem zweiten Weltkrieg wirkten viele Stigmata und strukturelle Ausschlüsse von multi-rassifizierten Paaren und ihren Nachkommen weiter in die Nachkriegszeit hinein. Auch wenn das »Statement on Race« der UNESCO 1950 explizit darauf hin-

10 Eine markante Kontinuität ist hier, dass der bereits vorgestellte Bürgermeister von Iksan Heon-yool Chung einen ähnlichen Vergleich zu Frankreich zog (s. 4.).

11 Für eine ausführliche Beschäftigung mit den Lebensgeschichten von Afro-Deutschen von 1890 bis 1933 s. El-Tayeb 2001.

wies, dass »Rassenmischungen« keine negativen Konsequenzen für Nachwuchs oder Gesellschaft nach sich zogen (Ha 2010, 186f.), wurden zwischen 1952 und 1960 sozialanthropologische und sozialpsychologische Studien an multi-rassifizierten Kindern fortgeführt¹². 1952 wurden diese Kinder auch im deutschen Bundestag als »moralisches, soziales und rassisches Problem« diskutiert (Camp/Grosse 1994, 49ff.). Sie sollten in Heimen isoliert oder zur Adoption ins Ausland gegeben werden. Ärzte rieten zu Schwangerschaftsabbrüchen. Die »Schuld« für das »moralische Versagen, ein nicht-weißes Kind in die Welt zu setzen« lag ausschließlich bei den Müttern (Isabel 2023, 33f.). Auch diese einseitige Beschämung der Mütter bildete eine Kontinuität in den Lebensgeschichten der Frauen (s. 5.1.). Als »moralisch verdorben« zu gelten, übertrug sich von den Müttern auf ihre Töchter, wie Isabel dokumentiert. Barbetreiber beschäftigten junge multi-rassifizierte Frauen, um männliche Kundschaft über die vermeintlich »nachlässige Sexualmoral« der Frauen zu generieren. Ausschlüsse aus der Sekundarschule und aus angesehenen Berufen sorgten zusätzlich dafür multi-rassifizierte Menschen gesellschaftlich unsichtbar zu machen (ebd., 35). Das biologistische Konstrukt »Rasse« und die Figur des M* zog sich als koloniale, eugenische und national-sozialistische Kontinuität somit immer weiter fort (Bauche 2021b). Viele Wissenschaftler*innen, wie Fischer, waren in der Nachkriegszeit weiter als renommierte Wissenschaftler*innen in der Anthropologie oder Humangenetik tätig (Ha 2010, 178ff.; Kirchner et al. 2013). Mehr noch, Fischers genannte renommierteste Studie wurde bis in die 1960er Jahre »als Grundstein der modernen humangenetischen Forschung und als autoritative Quelle in Deutschland« betrachtet (Camp/Grosse 1994, 53). Auch wenn diese »Befunde« heute widerlegt sind, wirkt das biologistische Rasse-Verständnis weiter nach, wie die Lebensgeschichten meiner Gesprächspartnerinnen demonstrieren.

4.2 Von Pathologisierung bis Fetischisierung

Die Obsession mit der multi-rassifizierten Figur änderte sich in den letzten Jahrzehnten von Pathologisierung zur kapitalistischen Zelebrierung (Haritaworn 2012, 47), zu einem »Hype um Hybridität« (Ha 2010, 195). Ein Beispiel ist die Fetischisierung multi-rassifizierter Babys und Kinder, der sich im Internet ganze Seiten, Gruppen oder Kanäle widmen. Instagram-Kanäle wie »MixedRaceBabiesIg« weisen hunderttausende Follower auf (Krishna 2018). Meine Gesprächspartnerin Melina erinnerte sich an ihren Onkel, der als Fotograf die Idee einer Foto-Ausstellung mit den »interessanten Gesichtern« multi-rassifizierter Menschen hegte:

12 Zum Beispiel: Walter Kirchners Studie »Eine anthropologische Studie an Mulattenkindern in Berlin: Unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse« (1952) und Rudolph Siegs Dissertation »Mischlingskinder in Westdeutschland« (1955) untersuchten Schwarze deutsche Kinder im Vergleich zu weißen Kindern. Dafür wurden ähnliche anthropologische Vermessungsmethoden wie aus der Vorkriegszeit angewandt. Zwar sollten diese Arbeiten »zur Verbesserung der sozialen Situation« der Untersuchten beitragen, jedoch fokussierten sie sich ausschließlich auf die Kinder als Forschungsobjekte, deren »Minderwertigkeit« (durch die »Nicht-Ehelichkeit« der Eltern und »Rassenmischung«), nur auf sie selbst zurückzuführen sei (Camp/Grosse 1994, 62ff.).

»Er hatte immer die Idee oder so gesponnen, er würde gern 'ne Ausstellung machen [...] mit unseren Gesichtern (Pause) 50 % deutsch, 50 % koreanisch (Pause) hab irgendwo noch diesen Ausdruck von meinem Gesicht und dann hat er das so gelayoutet-, 50 % Korea, 50 % Deutschland (lacht) das fand er immer total toll, die Vorstellung, so Nah-Porträtaufnahmen von halb-koreanischen-halb-Deutschen auszustellen [...] ja, das war seine fixe Idee und Faszination« (Melina, Mai 2021).

Die Faszination an multi-rassifizierten Körpern schlug sich bei Melinas Onkel in die Idee einer Ausstellung um. Die Fotos sollten dem Publikum »exakte« Auskunft über die rassifizierte »Herkunft« der Porträtierten, in Prozentzahlen – also nach einem »mathematischen Prinzip« – erteilen (vgl. Bauche 2021a). Melinas Onkel ist mit seiner Idee nicht allein. Das auch unter manchen Gesprächspartnerinnen bekannte und/oder beliebte Fotografie- und Buchprojekt »Hapa.me« des multi-rassifizierten US-amerikanischen Künstlers Kip Fulbeck ist ein bekanntes Beispiel aus jüngerer Zeit. Sein Projekt begann 2001 und präsentiert Porträtaufnahmen von »self-identified mixed race Asian/Pacific Islanders« (Fulbeck 2022, 153). Die vom Schlüsselbein aufwärts unbedeckten Porträtierten beantworten unter ihrem Foto die Frage »What are you?«. Ähnlich gestaltet sich das Buch »Hāfu2Hāfu« von Tetsurō Miyazaki, das ebenfalls Porträtfotos von Personen mit japanischen und nicht-japanischen Elternteilen präsentiert, die allerdings umgekehrt Fragen an die Betrachtenden stellen (Miyazaki 2019). Als ich mit Dinah darüber sprach, befand sie, dass der Zugang zu solchen Porträts einerseits bestärkend auf sie und andere multi-rassifizierte Menschen wirken könne. Andererseits würde sie diese Zuschaustellung auch an »Eugenik, Anthropologen, die Nasen messen-, an Zirkus« erinnern. Wie Dinah äußerte, können solche Projekte zweischneidig ausfallen. Insbesondere wenn diese selbst von multi-rassifizierten Personen initiiert werden, können sie bestätigend auf Betroffene wirken. Andererseits wecken Fotos mit Angaben über die rassifizierte »Herkunft« bzw. vielmehr »Rassenmischung« von Menschen, Assoziationen mit den gewaltvollen anthropologischen Vermessungsmethoden aus der Vergangenheit.

Die Obsession mit multi-rassifizierten (weiblichen) Körpern als konsumierbare »Spektakel« (Haritaworn 2012, 48) erlebten die Frauen meiner Untersuchung verschiedentlich im Alltag. Heute sollten sie nicht mehr »das Schlechteste« beider Elternteile vererbt bekommen, sondern »das Beste aus beiden Welten« (vgl. Isabel 2023, 207). Diese Fetischisierung war allen Frauen geläufig, aber insbesondere Frauen aus *Dual-minority*-Familien. Yuna erzählte von den Reaktionen, sobald ihre Umwelt von ihrer koreanischen Mutter und ihrem italienischen Vater erfuhr:

»Das ist wie so'n (Pause) fast wie'n Gelüst [...] als hätten die gerade 'n Zucker-Shot bekommen [...] ich guck die immer an so-, Hä?! Was passiert hier? (lacht) Bist du noch da?! Hallo?! Sind wirklich Millisekunden (lacht) aber wo du wirklich merkst, irgendwelche Kategorien funktionieren bei denen nicht (imitiert Geräusch einer Fehlermeldung, ehh-ehh)« (Yuna, Jun. 2021).

Was Yuna hier humorvoll beschrieb, stellte sich in ihrem Leben als geläufige Erfahrung dar, als »Objekt« angestarrt, sensationalisiert, sexualisiert und fetischisiert zu werden. Zuvor noch verantwortlich für den gesellschaftlichen Verfall gemacht, wird die multi-

rassifizierte Figur als Symbol einer progressiven ›multi-kulti‹ Nation zelebriert, die zeitgleich rassistische Politiken umsetzt und die ›defizitären‹ *Anderen* nun z.B. in Menschen sieht, die sich »nicht genug vermischen« würden (Parker/Song 2001a, 4; Haritaworn 2012, 48f.; vgl. Hutson 2016, 233). Denn als »Seismograph« oder »Index des Fortschritts« gekennzeichnet, ist sie dazu entworfen, die »diverse« deutsche Gesellschaft zu entpolitizieren und abzulenken von der fortschreitenden Entrechtung rassistisch Unterdrückter, z.B. durch Grenzkontrollen oder Gentrifizierung¹³ (Haritaworn 2012, 155f.; vgl. Universität Münster 2020). Um diese kulturell ›wichtige‹ Aufgabe zu erfüllen, müssen multi-rassifizierte Menschen aber komplexe affektive Arbeit leisten. Das Zelebrieren von multi-rassifizierten Menschen und Familien, die scheinbar eine ›Aufnahme‹ in die Dominanzgesellschaft verspricht, erfordert nicht nur die gewaltvolle historische Vergangenheit zu vergessen, sondern auch die eigene Vergangenheit, wie Haritaworn schreibt. Denn die Lebensrealitäten meiner Gesprächspartnerinnen entsprachen in keinen Fällen den zelebrierten multi-rassifizierten Figuren, die alle Sprachen ihrer Familie beherrschen oder deren Familien harmonisch und frei von Rassismus leben würden (Haritaworn 2012, 132).

Neben Nationalstaat und kapitalistischer Konsumkultur tragen auch wieder wissenschaftliche Disziplinen wie Medizin, Biologie und Humangenetik prägend zum »Hype um Hybridität« bei. »Rassenvermischung« soll nun die körperlich »leistungsfähigsten« Kinder hervorbringen. An die Stelle von »besonders minderwertigem« Nachwuchs ist der Heterosis-Effekt oder »hybrid vigour« getreten, was bei Kreuzungen unterschiedlicher Pflanzen- oder Tierarten für die besonders starke Fortpflanzung und Robustheit bei Krankheiten steht (Ha 2010, 189); womit wieder Zuchtforschung von Pflanzen und Tieren auf Menschen übertragen wird. Auf den ersten Blick mag diese neue Wertung im drastischen Gegensatz zur pathologisierenden Vergangenheit erscheinen. Die Annahme, dass »Rassenvermischung« zu besonderer Vitalität führen soll, benötigt aber nach wie vor biologistische Rassekategorien. Auch die Annahme von überlegenen und minderwertigen menschlichen Genen müssen zwingend wieder auf Ableismus aufbauen (Haritaworn 2012, 91). Darüber hinaus sind Studien über Veranlagungen zu Gesundheit und

13 So benötigt die Zelebrierung von »Rassenvermischung« immer multiple Andere, auf die gewaltvolle Ausschlüsse übertragen werden können. Haritaworn stellt hier die zentrale Frage: »Who has to die so that ›we‹ can live? In the bioracial discourses [...] mixing has multiple Others, both disabled and from ›cultures‹ that ›do not mix enough‹ [...] who are forced to inherit the realm of incoherence, pathology and monstrosity« (Haritaworn 2012, 92f.). Im deutschen Kontext lässt sich dies anhand von aktuellen Debatten zu Migration und Integration nachvollziehen, wenn die selektive ›Inklusion‹ in die Dominanzgesellschaft die defizitären *Anderen* »auf ihre Sprach-, Arbeitsmarkt- und Werteintegration« hin prüft, was damit erwünschte und unerwünschte »Figuren des Unnützen und Unintegrierbaren« produziert. In diese Diskurse spielt die Aktivierung einer »Angstkultur« mit hinein, die v.a. in anti-muslimischem Rassismus verwickelte »Bedrohungsszenarien« kreiert. Hierdurch kann sich die Dominanzgesellschaft als modern und offen entwerfen bzw. vorgeben »Pluralität gegen illiberale Andere zu verteidigen«, um darüber auf subtile Weise rassistische Praxen weiter umzusetzen (Inan 2023, 204f.). Im Kontext von Kanaky/Neukaledonien erforscht Anaïs Duong-Pedica z.B. wie die angeblich inklusive, aber ahistorische und entpolitisierte Idee von »we are all mixed-race« gegen die indigene Bevölkerung und ihren Kampf für Unabhängigkeit im kolonialen Siedler-Kontext instrumentalisiert wird (Duong-Pedica 2022).

Krankheiten in bestimmten Populationen¹⁴ abermals auf die schon bestehenden »Rassekategorien« zurückzuführen. Damit wird erneuert, dass es wissenschaftliche Beweise für »gute« und »schlechte« genetische Voraussetzungen gebe (ebd., 71f.). Die neue Wertung multi-rassifizierter Menschen als besonders »gesund«, »schön« oder »intelligent« beruht daher auf der gleichen Grundlage wie aus der Vergangenheit, was zudem Diskurse in den Medien und der öffentlichen Gesundheit prägt. So wurde Johanna z.B. über ihre Anmeldung in der Spenderkartei der DKMS (Deutsche Gesellschaft für Knochenmarkspenden) auf dieses Thema aufmerksam gemacht:

»Hab mich da eintragen lassen [...] und da wurde mir doch gesagt: »Das ist nett, vielen Dank für Ihr Engagement, aber mit der Genkonstellation ist es sehr unwahrscheinlich, dass ich auf jemanden passen werde [...] aber sehen Sie's positiv, dafür sind Sie selbst auch weniger anfällig für gebietstypische Erbkrankheiten« [...] Ich glaub, das ist wirklich nur 'en rein wissenschaftlicher Gedanke-, dass in bestimmten Gebieten bestimmte genetische Merkmale natürlich häufiger vorkommen und dementsprechend auch die Wahrscheinlichkeit jemand anderem genetisch zu ähneln höher ist. Also-, sowohl die Koreaner unter sich, die mit der Abschottung zum Norden auch eine Insel bilden, in dem der Genpool sich in den letzten Jahrzehnten nicht wesentlich verändert hat-, genauso in Europa, da gibt's vielleicht noch bisschen mehr Variationen, aber die Kombination aus zwei komplett (Pause) ethnisch unterschiedlichen Genpools, war dann doch nicht ganz so häufig« (Johanna, Feb. 2021).

- 14 Auch wenn nach 1945 »Rasse« in den Wissenschaften als diskreditiert galt, wurden Konzepte wie »menschliche Populationen« und »Populationsgenetik« von Humangenetiker*innen in den späten 1940ern entworfen (Bauche 2019; vgl. Hutson 2016, 235). Diese Konzepte fungieren weiterhin wie »Rasse«, da mit »Populationen« davon ausgegangen wird, »dass Menschengruppen existierten, die eine gewisse genetische Homogenität aufweisen« würden. Die scheinbar genetisch homogenen Gruppen, die aus »genetischer Isolation« entstehen würden, werden wieder als besonders wertvoll für Forschungen betrachtet, um mit Vergleichen zwischen diesen Gruppen zu arbeiten (Bauche 2021a, 2019). Dass die heutige »Humanbiologie, Bevölkerungswissenschaft, Migrations- und Kriminalsoziologie, Sexual- und Intelligenzforschung« weiter mittels rassistischer Grundannahmen arbeiten, wurde z.B. in der Öffentlichkeit durch Bestseller wie »The Bell Curve« (1994) von Murray und Herrnstein (Ha 2010, 190) oder »Deutschland schafft sich ab« von Sarrazin (2010) ersichtlich und verbreitet, die eine minderwertige Intelligenz mit genetischen Veranlagungen bei rassistisch und klassistisch herabgewürdigten Menschen postulieren (Nandi/Spickard 2014, 193). 2016 forderten verschiedene Politiker*innen erweiterte DNA-Analysen in der Strafverfolgung zuzulassen, um die »bio-geographische Herkunft« und »Farbe« der Augen, Haare und Haut festzustellen. Dies ist jedoch irreführend, da aus DNA lediglich Wahrscheinlichkeiten durch ein statistisches Verfahren im Vergleich der DNA mit genetischen Datenbanken erstellt werden können. Die Begierde nach eindeutigen Zuordnungen zwischen Erbgut und Aussehen oder »Herkunft« von Menschen – wie Bauche betont – ist auch insofern konstruiert, da bestehende Herkunftskategorien gesellschafts-politische Konstruktionen bilden (Bauche 2021a). Dennoch ist die forensische DNA-Phänotypisierung oder erweiterte DNA-Analyse z.B. in den Niederlanden seit 2003 und hiernach in Kanada, Großbritannien und manchen US-Bundesstaaten eingeführt worden und in der Schweiz seit 2023 möglich (Gen-ethisches Netzwerk e.V. 2023; Helbling 2023). Die Phänotypisierung ist in Deutschland seit 2020 für die »Farbe« der Augen, Haare und Haut umsetzbar, nicht aber für die Ermittlung der »bio-geographischen Herkunft«. In Bayern ist die erweiterte Analyse seit 2018 durch das dortige Polizeigesetz erlaubt, was auch die Ermittlung der vermeintlichen »Herkunft« einschließt (Janke 2019).

Johanna war erst überrascht über die Rückmeldung der DKMS, aber konnte aufgrund ihres Wissens über Genetik die Gründe für die Rückmeldung an sie nachvollziehen. Die Annahme vom Eintreten des Heterosis-Effekts beim Menschen, wenn eine Person »aus zwei komplett ethnisch unterschiedlichen Genpools« bestehe, folgt allerdings der kolonialen Aufteilung von »Menschenrassen«, wenn »europäische« und »ostasiatische« Gene als getrennt und »so« unterschiedlich voneinander betrachtet werden¹⁵ (vgl. ebd., 86f.). So bleibt das wissenschaftliche und institutionelle Sezieren weiterhin bestehen. Zu den pathologisierenden Figuren der Vergangenheit – die keineswegs verschwunden sind – reihen sich heute also nur vermeintlich positive Figuren hinzu. Haritaworn benennt diese so: »The beautiful Eurasian, the love that knows no colour, the Multikulti Berliner [...] the genetically enriched, especially ›healthy, beautiful and intelligent‹ hybrid« oder »bilingual citizen of the world« (ebd., 1f., 132). Die Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen zeigen aber, dass jegliche scheinbar positive Aufrufung ihrerseits nur einen Wimpernschlag weit davon entfernt war, wieder als »degeneriert« herabgewürdigt zu werden (s. 5.3.). Historisch betrachtet verfolgt multi-rassifizierte Menschen ein »unglückliches Erbe«. Dazu gehören die historischen Verortungen ihrer Körper als »marginal man, the product of colonial rape and slavery, the illegitimate ›bastard‹, the ›war baby‹, and the product of ›sex tourism‹« (ebd., 97). So geben die sich wandelnden Rassifizierungsprozesse, je nach Kontext und Historie, keineswegs Auskunft über die rassistisch markierten *Anderen*, sondern dienen vielmehr als »Zeitdiagnose« über die kulturhistorischen und »gesellschaftlich relevante[n] Ängste, Hoffnungen und Begierden« (Ha 2010, 25). Am Beispiel der Selbst- und Fremdbezeichnungen der Gesprächspartnerinnen sollen nun die bis hierher besprochenen Kontinuitäten und Brüche in MRP abschließend verdeutlicht werden.

4.3 Kontinuitäten/Brüche in Selbst- und Fremdbezeichnungen

»Gemischte Frauen-, das klingt ganz doof...« (Ha-yun)

»Also, gemischte Frauen-, also Frauen- (lacht) wie soll ich-, mit Migrationshintergrund? Gemischt? Also-, dass es eben 'en Unterschied ist, ob gemischt oder nicht, aber gemischte Frauen-, das klingt ganz doof, aber sag ich jetzt einfach mal, weil mir kein besseres Wort einfällt« (Ha-yun, Apr. 2021).

15 Zudem wirkt das Wissen aus der Tierzucht auf die Herstellung multi-rassifizierter Körper als »besonders gesund« weiter ein. Diese Verbindung zog auch Johanna, was die Rückmeldung der DKMS an sie noch plausibler erschienen ließ. Johanna erzählte in diesem Zusammenhang: »Hab mich mal mit 'nem Hundezüchter unterhalten [...] wenn man bestimmte Rassen immer wieder miteinander züchtet, reine Sachen zu haben, reine Schäferhunde, reine Pudel, was auch immer-, neigen die ganz häufig zu verschiedenen Arten von Krebs, weil diese Gene dann doch ähnlich bleiben und sich immer wieder miteinander vermischen mit ähnlichen Genen und damit das Risiko zwei dieser krankmachenden Genen zu erhalten-, dass die [...] deutlich höher ist und dass die sogenannte Promenadenmischung, die früher bei Hunden auch nicht so beliebt waren-, dass gemischtrassige Hunde-, dass die deutlich stabiler werden, gesundheitlich in ihrem Immunsystem« (Johanna, Feb. 2021).

Ha-yuns Zitat demonstriert wie sie und viele weitere Frauen mit einer Bezeichnung für ihre gesellschaftliche Position rangen. Kurz bevor ein entsprechender Begriff genannt werden sollte, hielten viele Frauen im Redefluss inne, da sie auf keine für sie geeignete Selbstbezeichnung zurückgreifen konnten¹⁶ (vgl. Haritaworn 2012, 56f.). Da sich Machtverhältnisse in Bezeichnungen widerspiegeln¹⁷ (Goel 2020, 43), soll nun auf die Kontinuitäten und Brüche aus der gewaltvollen Vergangenheit multi-rassifizierter Menschen eingegangen werden, die in den Selbst- und Fremdbezeichnungen der Frauen auftauchten. Während der Forschung beliefen sich die häufigsten Selbstbezeichnungen auf »halb-koreanisch« und »Halb-Koreanerin«¹⁸. Weitere Selbst- oder Fremdbezeichnungen lauteten: »Halbi«, »Halbie«, »Hapa«, »Kids of the third culture«, »Zwischenwesen«, »Eurasier«, »Kategorie Drei« oder »짬뽕« (Jjam-bbong)¹⁹. Aus Platzgründen kann nicht

-
- 16 Dies erinnerte mich an Frau Bilgin, die ich im Kontext meiner Masterarbeit traf. In unserem Gespräch suchte sie lange nach einem geeigneten Wort, um die Erfahrungen ihrer multi-rassifizierten Kinder zu beschreiben. Das Wort »gemischt« schien ihr zu missfallen, aber auch sie verfügte, wie Ha-yun, über keinen anderen Begriff und setzte das Wort aus Ermangelung geeigneter Alternativen sichtlich ungerne ein.
- 17 Die international wegweisende Expertin und Psychologin zu MRP Maria P. P. Root formulierte 1994 die »Bill of Rights for People of Mixed Heritage« und forderte darin eigene Begriffe für die Lebensrealitäten multi-rassifizierter Menschen zu entwickeln (Root 1994). Solch eine treffende und nicht-diskriminatorische Selbstbezeichnung zu erarbeiten, beabsichtigte ich auch zu Anfang der Forschung mit meinen Gesprächspartnerinnen. Jedoch stellte sich schnell heraus, dass die Gedanken zu Selbstbezeichnungen nicht unterschiedlicher hätten ausfallen können, so dass meine initiale Idee in den Hintergrund rückte. Statt nach einer Selbstbezeichnung zu suchen, formulierten die Frauen viel intensiver den Wunsch sich mit den weiteren Frauen aus der Forschung vernetzen zu wollen.
- 18 Beide Begriffe implizieren im Falle von Frauen mit einem weißen Elternteil die Normalisierung des weißen »Standarddeutschen«, da die »andere Hälfte« nicht explizit genannt werden muss, um die rassifizierte Existenz im deutschen Kontext verständlich zu machen. So spiegelte sich die Re-Produktion von weiß-Sein als »normative[m], aber unbenannte[m] Zentrum« (Horvath 2007: 47) insbesondere in den Geschichten der Frauen mit weißem deutschem Elternteil wider. Das »Koreanische« oder »Asiatische« – wie von vielen Frauen so benannt – galt in ihren Lebenswelten als besonders außergewöhnlich. Dies war auch bei Dual-minority-Familien der Fall, wenn die andere minorisierte, nicht-koreanische Zugehörigkeit geographisch näher an Deutschland lag als Korea. Greta erzählte, dass diese Bezeichnung auch von ihren Eltern gepflegt worden war: »Halb-Koreanerin [...] das war auch unsere Familiensprache [...] wir haben das auch von unseren Eltern gesagt bekommen, dass wir so heißen oder dass man uns so nennt (Pause) dass das einfach so ist! (lacht) [...] Das wurde bei uns gehandelt, als wäre das lexikalisch [...] im Grunde dieses Verständnis (Pause) dass es zwei Länder sind, die in unserer Familie (Pause) fifty-fifty-mäßig 'ne Rolle spielen (Pause) in den Personen drin-, wir waren natürlich schon mehr deutsch als koreanisch, deswegen macht aber trotzdem dieses ›Halb‹ Sinn, wenn man sich das so vorstellt« (Greta, Sep. 2020).
- 19 Ariane erzählte, wie sie 짬뽕 (Jjam-bbong) einmal als kurzzeitigen Spitznamen von einer koreanisch-koreanischen Bekannten erhalten hatte. 짬뽕 (Jjam-bbong) bezeichnet eine Nudelsuppe mit Meeresfrüchten, Fleisch und Gemüse. Der Name der Suppe erhält sowohl aufgrund ihrer verschiedenen Inhalte ihre Bedeutung des »Gemischt-Seins« als auch über ihre Entstehungsgeschichte. So soll das Rezept Ende des 19. Jh. in der koreanisch-chinesischen Community in Korea entstanden sein. Der Name geht auf den japanischen Begriff »Champon« zurück, der bereits die Bedeutung des Mischens in sich trägt (Encyclopedia of Korean Culture 2023). Schließlich wird das Verb 짬뽕하다 (jjam-bbong-hada) mit der Bedeutung »mischen« verwendet, z.B. wenn es um das Mischen von Lebensmitteln oder Getränken geht. Auf Ariane bezogen bedeutete dieser Spitzname

auf alle Formulierungen eingegangen werden. Stattdessen präsentiere ich eine Zusammenfassung der wiedergegebenen Gedanken und Gefühle zu einzelnen Begriffen, die sich über die Lebensverläufe auch immer wieder wandelten. Ivana, Lotte und Alice z.B. setzten sich intensiv mit Rassismuskritik auseinander. Dadurch erfuhren sie einen Wandel in ihrem Umgang mit Fremdbezeichnungen für multi-rassifizierte Personen. »Mixed« oder »mixed-race« erschienen ihnen davor geeignete Begriffe für ihre Lebensrealitäten zu sein. Zum Zeitpunkt der Forschung ordnete Ivana aber »mixed« so für sich ein:

»Dieses mixed-, ich mag das nicht benutzen, weil das würde ja bedeuten, dass man ja die Rassifizierung-, dass das nicht ein soziales Konstrukt ist, sondern das biologisch existiert, was es ja nicht tut [...] ich sag immer multi-kulturell, weil dass das irgendwie mehr oder schöner beschreibt und auch mehr beinhaltet für mich« (Ivana, Okt. 2020).

Ivana drückte ihr Unbehagen über das Wort »mixed« aus. Da sich nur etwas »mischen« kann, was als getrennt voneinander gedacht wird, bezeugt das Wort ein nach wie vor biologistisches »Rasse«-Verständnis. Gleichzeitig wird dadurch verstetigt, dass multi-rassifizierte Menschen oder Familien nicht »normal« seien, da sie von der mono-rassifizierten Norm abweichen würden. So ähnlich empfand dies auch Lotte, die sich bis vor Kurzem mit dem Begriff »mixed-race« identifizieren konnte, aber mittlerweile als problematisch befand: »Eigentlich unterstützt das ja dieses Konzept von pure-blood [...] und das find ich auch nicht richtig«. Alice hingegen verband die mono-rassifizierten und mono-lingualen Erwartungen an multi-rassifizierte Personen miteinander, als wir über Bezeichnungen sprachen:

»Man sagt ja Monolingualität ist die Norm eigentlich, und wenn man mehrsprachig aufwächst, ist das komisch [...] wir haben uns so verbissen darauf, dass es nur eine Art und Weise gibt 'ne Sprache richtig zu sprechen, und zwar fließend! Für mich ist das 'n bisschen wie dieses pure-blood-Ding [...] wenn du mehrsprachig aufwächst und vielleicht in einer Sprache nur 'en paar Wörter kennst, aber die benutzt, warum heißt es, dass du die nicht kannst?! Das ist einfach 'ne andere Art und Weise die zu sprechen [...] ich glaube wir denken in so vielen Bereichen so strikt [...] und mit diesem mono-ethnisch [...] also das ist ja so- (demonstrativ nüchterner Tonfall) da ist dieses Koreanische und hier haben wir die Deutschen und dann verbinden wir sie und- (kehrt zu ihrer Stimmlage zurück) ja?! Es ist einfach so- (imitiert Geräusch des Erbrechens)!« (Alice, Dez. 2020).

Sogleich ein Ekelgefühl zu verspüren, wenn sie von anderen Menschen als »Mischung« aus unterschiedlichen »Rassen« betrachtet wurden, berichteten mir neben Alice auch weitere Frauen. Emily sagte: »Was mich richtig nervt, ist, dass ich auch von koreanischen Leuten in Deutschland als Mischling bezeichnet worden bin«. Emily erfuhr dies in Relation zu Menschen aus der ersten koreanischen Generation in Deutschland. Sie sagte dazu, dass sie

eine klare Multi-Rassifizierung ihrer Existenz, und zwar in Relation zu der Namensgeberin, die mono-rassifiziert koreanisch in der machtvolleren Position war, diesen für sie legitimen Spitznamen für Ariane festzulegen.

darauf hoffe, dass die Verwendung des Worts auf fehlendes Wissen über die Wortherkunft zurückgehen würde²⁰. Allerdings hätte sie neulich davon erfahren, dass ein ähnlicher Begriff im Koreanischen existiert: »혼혈« (Honhyeol, gemischtes Blut). Sie sagte dazu: »Das ist schon echt eklig, wenn du in deiner Existenz von beiden Seiten abgewertet und gleichzeitig fetischisiert wirst«. Doch Ekel empfanden nicht alle Frauen. Mit Dorothea traf ich mich an einem Sommertag in einem gut besuchten Park. Als ich ihr von meinem Vorhaben konkreter erzählte, rief sie nach einer Weile aus: »Ach so! Du meinst uns Mischlinge!«. Mein Gesichtsausdruck musste in dem Augenblick eingefroren sein, da sie gleich erwiderte, dass sie diesen Begriff »nie als pejorativ wahrgenommen« habe. Bemerkenswerterweise gaben diese Wahrnehmung v.a. Frauen wieder, die im medizinischen Bereich tätig waren, darunter auch Johanna. Im nüchternen Tonfall sagte sie zum Wort M*: »Ich finde es sehr sachdienlich und auch nicht beleidigend (Pause) joa«. Auch weitere Gesprächspartnerinnen betonten diese Sachdienlichkeit, was den Glauben an und die fortwährende Naturalisierung der Existenz vermeintlicher »Menschenrassen« aufzeigt. Julia hingegen empfand M* zwar als beleidigend, aber begründete ihre Verwendung des Begriffs »halb-koreanisch« auch aus »genetisch-sachlichen« Gründen:

»Halb-Koreanisch ist tatsächlich noch am sachlichsten, weil es stimmt [...] ich beschäftige mich viel mit Genetik-, die Hälfte meiner Gene sind so [...] Ich bin aber nicht auf Suche nach Bezeichnungen, ob People of Color²¹ oder sonst was, mir bedeuten die Worte nicht so viel, am liebsten will ich kein Label und darüber auch nicht so viel nachdenken« (Julia, Feb. 2021).

Der »flow-on effect« aus medizinischen Diskursen auf das alltägliche Verständnis menschlicher Differenzen (Lentin 2020, 20) war in vielen Zeugnissen wahrnehmbar. Julie nutzte »halb-koreanisch« zwar nicht als Selbstbezeichnung, aber befand sie auch für »genetisch« zutreffend:

20 In der Tat war M* auch bei den Eltern einiger Frauen üblich, z.B. bei Lindas Mutter. Linda führte das so ähnlich wie Emily auf die »Ermangelung eines richtigen Wortes« für ihre Existenz zurück. Dennoch lässt sich die Frage stellen, warum gerade dieses Wort nach wie vor im alltäglichen Sprachgebrauch so häufig verwendet wird und auch warum Personen, die sich Deutsch als Fremdsprache aneigneten, wie Lindas Mutter, diese Bezeichnung für Menschen mit unterschiedlich rassifizierten Eltern erlernten.

21 People of Color (PoC) stammt als politische Selbstbenennung aus der Black Power Bewegung der späten 1960er Jahre in den USA (Ha 2016, 35); ein Begriff, der heute von negativ rassifizierten Personen auch in Deutschland als Selbstbezeichnung genutzt wird, um auf ihre spezifischen Erfahrungen in einer weißen Dominanzgesellschaft hinzuweisen und für ihre Rechte einzutreten. Emily erging es so, dass sie sich »ganz lange nicht getraut« hatte, den Begriff für sich zu verwenden. Als Linda das erste Mal von dem Begriff hörte, war sie auch verunsichert: »Ich wusste gar nicht-, fallen da jetzt auch Asiaten drunter-, oder was ist denn mit mir? Fall ich da jetzt-, weil ich bin ja irgendwie-, also-, manche erkennen vielleicht, dass ich nicht ganz deutsch bin, aber manche auch nicht, und das find ich sehr schwierig, das sind so Grauzonen« (Linda, Aug. 2020). Lindas Eindruck teilten viele weitere Frauen. Der Mythos, dass süd-/ostasiatisch rassifizierte Personen keinen Rassismus erfahren würden sowie Lindas multi-rassifizierte Erfahrung manchmal als weiß gelesen zu werden, führten zu Verunsicherung, inwieweit sie mit dem Begriff PoC angesprochen seien oder ihn für sich verwenden könnten.

»Wenn man's analysiert, von der Genetik-, von der Herkunft her, stimmt es als Definition [...] früher hätte ich damit wahrscheinlich gar nichts anfangen können, weil ich mich einfach nicht so gesehen hab, weil ich ja komplett deutsch sozialisiert bin [...] im Gespräch mit anderen direkt auf mich zu verwende ich den Begriff nicht. Mich stört es aber auch nicht wenn andere das sagen, weil es letzten Endes ja zutrifft (Pause) weil auf der sachlichen Ebene trifft's halt zu« (Julie, Feb. 2021).

M* oder »halb-koreanisch« können als Konstrukte nur im Kontext einer rassistischen Gesellschaft existieren und aufgrund wirkmächtiger biologistischer »Rasse«-Konstruktionen für sinnvoll erachtet werden (vgl. Isabel 2023, 130). Die Betonung einer »sachlichen« Erforschung menschlicher Genetik, die unterschiedliche Gene zwischen Menschen beweisen würde, bildete damit einerseits eine Kontinuität aus der Vergangenheit. Zudem wurde deutlich, dass die unaufhörliche Sezierung, die die Frauen seit Kindertagen trafen, sie daher auch an sich selbst und ihren Körpern vornahmen und als »wissenschaftlich richtige« Einordnung verstanden. Andererseits war bei den Frauen, die die Sachlichkeit jener Begriffe betonten, keine weitere Zuschreibung von Minderwertigkeit zu vernehmen, was allerdings eine zu Teilen privilegierte gesellschaftliche Position erforderte, um die pathologisierende Vergangenheit ignorieren zu können (Haritaworn 2012, 59f.).

Während »halb-koreanisch« manche Frauen als »sachlich« empfanden, drückte Lotte wiederum ein anderes Gefühl darüber aus, das erst die letzten Jahre bei ihr entstanden war: »Früher hab ich auch immer halb-koreanisch gesagt, aber [...] es klingt wie eine Hunderasse oder Kuchen-, auf jeden Fall nicht menschlich [...] ich hätte gerne etwas [...] nicht Degradierendes«. Hingegen andere Frauen erkannten im Begriff »Halb-Koreanerin« ein positives Potential, worüber sie sich mit anderen multi-rassifizierten Menschen verbinden konnten, die sich ebenfalls als »halb-koreanisch« positionierten²². Häufig setzten die Frauen »Halb-Koreanerin« aber auch aus strategischen oder pragmatischen Gründen ein. Lia sagte nämlich:

»Das ist 'ne Antwort auf die direkte Konfrontation mit-, also Trigger-Warnung, ich sach's jetzt, ihr habt ja so leichte Schlitzaugen oder so, dass es schon vorweg 'ne Erklärung war, um zu vermeiden, dass sowas kommt! Das ist bei mir auf jeden Fall- (Pause) 'ne Begründung dafür, warum ich [Halb-Koreanerin] auch freimütig schon gesagt hab, auch früh beim Kennenlernen [...] um es direkt abzuwürgen. Ich denke, dass sich das auf jeden Fall darauf bezieht, dass es 'en sichtbaren Unterschied macht, anders als bei holländischen Familien sagen wir mal (lacht) oder Halb-Holländern, etwas ist, wo uns klar war, wir haben was zu erklären, warum wir so aussehen« (Lia, Sep. 2020).

Lia fasste hier eine wiederkehrende Erfahrung für multi-rassifizierte Menschen zusammen, nämlich erklären zu müssen, »warum wir so aussehen«. Auch Diana spulte immer die gleiche, routinierte Antwort auf die permanente Frage ab, woher sie käme bzw. »was sie denn sei«. Sie würde dann erst gar nicht lange auf sich eingehen, sondern sagte gleich,

22 Lentin ordnet ein, dass neben Rasse als vererbtem Trauma, auch als Zugehörigkeit im Körper sitzt. Dies kann neue Formen des Widerstands entstehen lassen, (wie hier Vernetzung), auch wenn das Zugehörigkeitsgefühl das Resultat von Rassifizierungen ist, die gegen den Willen der Betroffenen stattfinden (Lentin 2020, 34).

dass ihre Mutter aus Korea ist, um Diskussionen zu vermeiden: »*Meine Mutter ist Koreanerin ist so 'ne Antwort, die den Fragesteller befriedigt, weil-, die wollen ja meistens nur wissen, was bist du jetzt eigentlich! (lacht)*«. Dianas Analyse der ›Woher-kommst-du-Frage‹ und ihrer Antwort lenkten den Blick zurück auf die fragestellende Person. Damit entlarvte sie die tägliche Praxis des Sezierens ihrerseits als ›ambivalent‹ und inwiefern sie in einer weißen Dominanzgesellschaft stets dazu aufgefordert wird, ihre rassifizierte Existenz erläutern zu müssen. Schließlich beschäftigten sich ein paar Frauen in der Forschung eingängig mit dem Thema Selbstbezeichnungen und fanden neue Begriffe, die sie unterschiedlich bewerteten. Bianca und Lia z.B. meinten:

Bianca: »Aus irgend'nem Grund find ich Halfie besser [...] es klingt so bisschen-, wir sind so 'ne Gruppe von Leuten, die sich so identifizieren [...] 'ne Gruppe, die ich mir selber wähl oder was Kreatives [...] wär so schön, wenn irgendjemand 'en Begriff findet, wo man sagt-, genau das is'es! Aber leider, alles ist so-, also ich find Halfie ist noch am wenigsten schlimm« (Bianca, Jun. 2021).

Lia: »Binational, bikulturell-, haben für mich irgendwie so 'ne Konnotation von bisschen feige (lacht) und nicht sagen wollen worum's eigentlich geht [...] weitere Begriffe habe ich jetzt über Twitter gelernt, z.B. in Bezug auf Naomi Osaka, Blasian, also Black und Asian und in Bezug z.B. auf mich-, Wasian (lacht) White und Asian [...] es fühlt sich jetzt für mich aber nicht so sehr an wie 'ne Selbstbezeichnung« (Lia, Sep. 2020).

Biancas und Lias Gedanken zeigen, wie schwierig sie aktuell existierende Begriffe empfanden, die ihre gesellschaftliche Positionierung greifen sollten. Interessant ist auch Lias Wertung, dass die Begriffe »binational« und »bikulturell« – die im deutschsprachigen Raum durchaus gängig sind – auf sie »feige« wirkten. Diese Meinung teilten auch Vera oder Alice. Sie empfanden es als feige, dass diese Begriffe das »*worum's eigentlich geht*«, vertuschten, nämlich dem Multi-Rassifizierung zugrundeliegenden Konstrukt Rasse.

Der bis hierhin dargestellte Umgang mit den unterschiedlichen Begriffen zeigen wichtige Erkenntnisse auf. Die Frauen mussten sich ein Leben lang mit Bezeichnungen auseinandersetzen und damit rassifizierte Zugehörigkeiten verhandeln, die sie oft nicht für sich beanspruchten (vgl. Paragg 2014). Mayas Erkenntnisse zu diesem Thema führe ich hier zum Schluss an:

»Also-, jetzt kam mir gerade, sich selbst bezeichnen zu müssen (Pause) entsteht erst in Situationen, wo man gefragt wird und sich definieren muss (Pause) ich frag mich gerade, ob ich jetzt hier schon mal zu Hause 'ne Sinnkrise hatte, weil ich nicht weiß- (Pause) was für'n Begriff- [...] ich glaub es ist für mich eher in der Auseinandersetzung mit anderen Leuten [...] finde das jetzt eine interessante Erkenntnis, dass es ja eigentlich erst zur Frage wird, wenn man damit konfrontiert ist (Pause) und ich jetzt hier alleine zu Hause mir darüber keine Gedanken mache« (Maya, Mai 2021).

Maya drückte hiermit klar aus, dass eine eindeutige rassifizierte Positionierung immer erst in der sozialen Interaktion notwendig wurde. Sie warf die bedeutsame Frage auf, für wen gesellschaftlich diese Benennung und Kategorisierung wichtig ist. Für

sie schließlich nicht, wie sie in ihrer Aussage über eine nicht-einsetzende »Sinnkrise« allein zu Hause feststellte. Mayas Erkenntnis ist deshalb so wichtig, da sie die Relationalität von Rassifizierungsprozessen offenbart, ohne die es keine Notwendigkeit für eine Bezeichnung gäbe. Nachdem das historische Kapitel bis hierher MRP geschichtlich einordnete, folgt zum Abschluss die Kontextualisierung der spezifisch rassistisch-sexistischen Gewalt, die die Gesprächspartnerinnen erfuhren.

4.4 Gewalt gegen süd-/ostasiatisch rassifizierte Frauen in Deutschland

»Zu meinen Studentenzeiten fand ich es super anstrengend [...] wenn ich dann erzählt hab, dass ich quasi halb-koreanisch bin, dann-, also wirklich so blöde Sprüche-, ich glaub das ist jetzt alles nach #metoo-, da haben die Leute größere Hemmungen, aber früher war schon oft (Pause) ja, koreanische Frauen, das sind ja noch richtige Frauen, die viel weiblicher sind, immer nett, lieb, immer lächelnd [...] da schreit's ja in jedem auf, der (Pause) (lacht) 'ne Vorstellung hat von Gleichberechtigung« (Camila, Jun. 2020).

Wie Camila im vorangegangenen Zitat berichtete, waren ihr und auch allen weiteren Frauen, die sexualisierenden, exotisierenden und entmenslichenden Bilder über süd-/ostasiatisch rassifizierte Frauen in Deutschland äußerst bekannt, da sie regelmäßig damit konfrontiert wurden (vgl. Suda et al. 2020). Manche Frauen beschrieben, dass sie bei ersten, bewusst erlebten Konfrontationen mit diesen Zuschreibungen – an sie oder im Falle von koreanischen Müttern an ihre Mütter – nichts anzufangen wussten. Gabriela meinte mit Blick auf ihre Mutter:

»Sie ist schon 'ne starke Frau und man merkt das auch relativ schnell [...] deswegen konnte ich überhaupt nicht in diesem Bild denken-, mit diesem-, devote asiatische Frau, ich (lacht) wusste überhaupt nicht-, Hä??! Was soll das sein irgendwie, ne?!« (Gabriela, Aug. 2020).

Doch bereits mit Marco Polo wurden seit dem 13. Jh. »Asien als imaginierter Kontinent, asiatische Körper und Kultur(en)« kontinuierlich von europäischen Missionaren, Kaufleuten und Kulturschaffenden rassistisch entworfen (Suda et al. 2021, 356). Ab dem 18. Jh. kamen aus der Biologie, Anthropologie und Medizin pseudo-wissenschaftliche Konstruktionen über »asiatische Körper« hinzu²³. Ab dem 19. Jh. reihten sich Orientalistik,

23 Für eine ausführliche Besprechung s. Keevak 2011. Galten »asiatische Körper« in der westlichen Vorstellung lange als weiß, änderte sich dies ab dem 18. Jh. durch die pseudo-wissenschaftliche Konstruktion der »mongolischen« und »gelben Rasse«, die als bedrohlich und exotisch entworfen wurde (ebd., 1f., 4f.). Die Farbe Gelb als rassifiziertes Merkmal wird bis heute kontinuierlich re-produziert. Verstärkt wurde sie wieder ins öffentliche Gedächtnis in der COVID-19-Pandemie gerufen (korientation e.V. 2021). Ein anderes Beispiel ist die regelmäßige Aufrufung dieser Marker durch die Orden, Abzeichen, Verkleidungen und Aktionen des Kölner Karnevalsvereins »Ihrefelder Chinese« (Karnevalsfreunde Ihrefelder Chinese 1971 e.V. 2023), der im sogenannten Ehrenfelder »Chinesenviertel« seinen Ursprung findet, wogegen Widerstand geleistet wird (s. korientation e.V. 2023).

Sprachwissenschaften oder Archäologie ein, was mit der deutschen Kolonialpolitik in China, Samoa und Neu-Guinea einherging (van Laak 2005, 29; Cheng 2019, 7; Suda et al. 2021, 356; Vu 2021). Vor diesem Hintergrund entstand die Konstruktion des immerzu sexuell gefügigen »asiatischen, weiblichen Körpers«. Als konstituierendes Element des Orientalismus wird diese Figur seit Jahrhunderten in Form einer »orientalistischen Fantasie« (Choi 2021, 324) als Objekt für westlichen Konsum und für die Befriedigung westlichen (männlichen) Begehrens hergestellt (Woan 2008, 6; Boulila 2019, 69). Woan bezieht sich in ihrer Analyse von »white sexual imperialism« auf Said, wenn sie schreibt, dass der Zusammenfluss von Orientalismus und Sexismus in männlichen Machtfantasien, das Zusammenführen der »sexuellen Eroberung« von »asiatischen« Frauenkörpern mit der »Eroberung« von »Asien« bewirkte (Woan 2008, 8). »Asiatische Körper« gehören daher als Objekte von Ängsten, Fantasien und sexotischen²⁴ Begierden zu jahrhundertalten europäischen Traditionen. Hierbei ist auch der Einfluss des europäischen Imperialismus als Medienereignis im 19. Jh. nicht zu unterschätzen²⁵. So gehen die gewaltvollen und meine Gesprächspartnerinnen heimsuchenden Bilder auf die *weiße*, heterosexuelle, männliche Präsenz und Gewalt während der europäischen imperialen, kolonialen und neo-kolonialen Geschichte und in Kriegen, wie dem Philippinisch-Amerikanischen Krieg, zweiten Weltkrieg, Korea- und Vietnam-Krieg, zurück. Zu den zahlreichen Folgen, die bis heute durch die koloniale und militärische Beherrschung anhalten, gehört die Sextourismus-Industrie in Süd-/Ostasien (Cho 2003, 352; Woan 2008, 30; vgl. Boulila 2019, 65f.), der internationale Heiratshandel von »Katalogfrauen«, aber auch Phänomene wie »Gelbfieber« bzw. »Asian fetish«-Syndrom, z. B. auf Dating-Apps (Woan 2008, 2f.; Schaper 2022b) oder bei körpernahen Dienstleistungen wie Massagen. Dass sich *weiße* Männer »asiatischer« Körper bedienen, führt sich so bis heute fort (Vu 2021). An den

-
- 24 Schaper et al. münzten den Begriff »Sexotismus«, der Sexualisierungs- und Exotisierungsprozesse in einem Analysebegriff zusammenfasst. Prozesse der Exotisierung konstruieren behauptete Unterschiede im Sexualtrieb, in der Einstellung zu Sexualität und im Sexualverhalten der sexotisierten *Anderen*. Prozesse der Sexualisierung hingegen stellen das »Exotische« als besonders sexuell befriedigend her. Die Sexotisierung erzeugt ein positives Selbstgefühl, da sexotisierte *Anderer* als minderwertig oder *anders* konstruiert werden. Die Autor*innen erfassen so das Begehren nach der Erfüllung sexotischer Fantasien, aus denen heute bspw. die Tourismusindustrie Kapital schlägt (Schaper et al. 2020, 114ff.). Sexotisierungsprozesse bauen demnach ebenfalls auf der pseudo-wissenschaftlichen Erfindung von rassifizierten-kolonisierten Körpern auf, die verschiedentlich als sexuell bedrohlich oder als hyper-sexualisierte, verfü- und ausbeutbare Körper hergestellt werden (Tate/Rodríguez 2022, 5). Darüber können wiederum *Weißer* als zivilisiert, moralisch und rational re-produziert werden, da sie die Einzigen wären, die ihre »sexuellen Instinkte« zu kontrollieren wüssten (El-Tayeb 2001, 151f.; vgl. van Laak 2005, 29).
- 25 Sogenannte Abenteuer-, Reise- und Entdeckungsschriftsteller, die von Verlagen gefördert wurden, sensationisierten ihre »Expeditionen« und entwickelten regelrechte »Phantasielandschaften«. Durch die zunehmende Alphabetisierung wurde Lektüre zum »Massenvergnügen«. Sie stillte die Schaulust nach Exotismus und der Bestätigung der eigenen »Kulturüberlegenheit«, die auch von Unterhaltungsunternehmen durch Völkerschauen bedient wurden (ebd., 31, 45). Eine wichtige Rolle spielten auch rassifizierte Waren aus den Kolonien, die wiederum Menschen rassifizierten. Eine ausführliche Besprechung der Re-Produktion von »Rassen«, nicht nur als pseudo-biologischem Projekt, sondern auch in der Herstellung von Ornamenten und weiteren Materialien, findet sich bei Cheng 2019. Cheng münzte den Begriff »Ornamentalismus«, der die Spannungsgeladene Verschmelzung zwischen nicht-organischer Ware und »Asiatic female flesh« erfasst (ebd., 94).

Sexotisierungsprozessen maßgeblich beteiligt sind darüber hinaus eine transnationale Konsum- und Popkultur, die sich in den Feldern Tourismus, Gastronomie, Mode oder in der Film-, TV- und Musikindustrie niederschlägt²⁶ (Boulila 2019, 61).

Camilas Aussage zu Anfang dieses Unterkapitels verweist noch auf eine weitere soziale und kulturelle Funktion der hyper-sexualisierten, unterwürfigen Figur. Neben der sexuellen Objektifizierung für *weiße*, heterosexuelle Männer, wird mit der Aussage, dass koreanische Frauen »*ja noch richtige Frauen*« wären, eine Abgrenzung in Relation zu *weißen* deutschen Frauen vorgenommen. Im Gegensatz zu ihnen sollen süd-/ostasiatisch rassifizierte Frauen als »sanft, häuslich und unemanzipiert« hergestellt werden und damit konform mit hetero-patriarchalen Geschlechterverhältnissen für *weiße* deutsche Männer als weiblicher und attraktiver gelten (Schaper 2022a, 459). Diese Sexotisierung schließt lückenlos an orientalistische Bilder »eines sinnlichen, feminisierten sowie servilen ›Ostens« an (ebd., 443ff.). Der *Model-minority*-Mythos wird ebenfalls verstärkt, wenn »asiatischen« Frauen ein besonderer ›Wert‹ in einer patriarchalen Gesellschaft zugeordnet wird und sie darüber *weiße* Frauen »disziplinieren« sollen, die nach Gleichberechtigung in heterosexuellen Paarbeziehungen streben (Cho 2003, 351). Die kontinuierliche Konstruktion der unterwürfigen und sexuell immer willigen Figur macht die so betrachteten Frauen höchst verletzlich für sexualisierte Gewalt und Vergewaltigungen. Auch hier wirkt der Mythos der »Vorzeigeminderheit«, die politisch passiv und unterwürfig sei. In Kombination mit vergeschlechtlichten Bildern einer gefügigen »asiatischen« Weiblichkeit, verfestigt sich vielerorts die Überzeugung, dass

26 Unter das medial breit aufgestellte Angebot an sexotisierten Bildern (Choi 2021, 324) fallen Figuren wie die »manipulative, emotionslose [...] mysteriöse« »Drachenlady«, die unterwürfige und hyper-sexualisierte »Lotusblüte«, die »Geisha«, »Prostituierte« oder »Katalogfrau«. Eine besonders starke Re-Produktion dieser Bilder findet in der Porno-Industrie statt. 2019 waren »asian«, »korean« und »japanese« unter den zehn meistgesuchten Begriffen in den Statistiken der Pornowebsite »Pornhub« gelistet (Le 2020). Darüber hinaus finden sich diese Figuren in populären Filmen wie »Die Welt der Suzie Wong« (1960), »Full Metal Jacket« (1987) oder in Werbungen wie von der Baumarktkette Hornbach wieder (Ehrenhauser 2019), um das Bild »der dauerhaft erregten und vor allem dauerhaft verfügbaren Asiatin im medienkulturellen Gedächtnis zu manifestieren« (Le 2020; vgl. Cheng 2019, 4). Die populäre Oper »Madama Butterfly« (1904) von Puccini geht auf den Roman »Madame Chrysanthème« (1887) von Loti zurück und fand eine weitere Adaption im Musical »Miss Saigon« (1989); (weitere Beispiele sind die Operette »Die gelbe Jacke« (1923) bzw. »Das Land des Lächelns« (1929) von Lehár, Puccinis »Turandot« (1926) und viele mehr; s. Vincent 2019; Schwarz 2018). Widerstand gegen die pausenlos re-produzierten sexotisierenden Bilder süd-/ostasiatisch rassifizierter Frauen gehen z.B. von der Choreografin und Künstlerin Olivia Hyunsin Kim aus (Nguyen 2018), von der Regisseurin und Autorin Satoko Ichihara (Zürcher Theater Spektakel 2021) oder von der Theaterautorin Kimber Lee (Akbar 2023).

diese Frauen »gute Opfer« seien und sich nicht wehren würden²⁷ (ebd., 350f.). Diese Form der Verletzlichkeit beschrieb Ivana – mit Gefühlen des Ekels und der Angst – so:

»Ich jogge ja morgens hier durch den Park-, wenn da irgendwo Männer sitzen, dreh ich um und nehm 'nen anderen Weg [...] fühle mich immer unwohl (Pause) Mischung aus Angst (Pause) vor Aggressivität, aber gleichzeitig [...] weil-, dass die vielleicht meinen, dass sie bei asiatisch aussehenden Frauen (Pause) eher landen könnten, da krieg ich (Pause) richtig so'n-, so'n Ekel, ne? [...] Ich fühl mich eigentlich auch wehrhaft, aber (Pause) ich will überhaupt gar nicht in so 'ne Begegnung hinein (Pause) ich würd halt auch nie abends joggen gehen [...] es ist schon so'n Ausgeliefert-Sein (Pause) empfinde es auch als sehr, sehr körperlich [...] als wär man plötzlich (Pause) einfach nur noch so offenes Fleisch, so fühl ich mich, wie 'ne Schnecke ohne Haus« (Ivana, Jun. 2020).

Ivanas einprägende Beschreibung ihres Körpergefühls sich wie ausgeliefert als »Schnecke ohne Haus« oder »offenes Fleisch« durch die Öffentlichkeit zu bewegen, sind starke Bilder, die die enorme Verletzlichkeit rassifizierter, weiblicher Körper demonstrieren. Ihr Bewegungsradius war damit nicht nur lokal, sondern auch (tages-)zeitlich von festen Grenzen durchzogen. Schließlich geht die sexuelle Objektifizierung mit drastischen Folgen für die Psyche, mit einer erkennbaren Trauma-Symptomatik einher. Cheng und Kim fordern eine Vielzahl an empirischen Forschungen, um den frühen Verläufen der sexuellen Objektifizierung nicht nur bei erwachsenen Frauen, sondern auch bei Mädchen und Jugendlichen nachzugehen (Cheng/Kim 2018, 252). Auf diesen Punkt wie auf die weiteren konkreten MRP in den Lebensgeschichten der Frauen meiner Untersuchung, gehe ich nun in den folgenden Kapiteln ein. So belastete das historisch massive Erbe von MRP die Frauen schon vor ihrer Geburt, wie ich im Folgenden zeige.

27 Hinter der Vergewaltigung und Ermordung der chinesischen Studentin Yángjié Lǐ in Dessau 2016 als auch hinter dem rassistisch-sexistischen Attentat in Atlanta, USA von 2021, bei dem sechs ostasiatisch rassifizierte Migrantinnen und Arbeiterinnen ermordet wurden, stehen auch die hier vorgestellten jahrhundertealten Sexotisierungsprozesse. Der Täter von Atlanta begründete seine Morde damit, seine »Seksucht« stillen zu wollen, da die in Massagesalons tätigen Frauen eine »Versuchung« für den Täter dargestellt hätten (Nguyễn 2021). Brutale und tödliche Folgen gehen auch von der gewalttätigen, mehrheitlich *weißen* und heterosexuell-männlichen Internetgemeinschaft »Incel« (involuntary celibate) aus, die Feminismus und Geschlechtergleichstellung für ihr »unfreiwilliges Zölibat« verantwortlich machen, da sie von einem Recht auf Sex mit Frauen ausgeht. Auch der Attentäter von Halle/Saale von 2019 stand dieser Bewegung nahe (bpb 2022). »Incel pick-up guides«, die in dieser Bewegung geteilt werden, gehen davon aus, »that women beyond the reach of (Western) feminism are easily persuaded into unsolicited sex or even relationships« (Boullila 2019, 61).